

UMSCHAU

Licht in Hiobs Welt

Zum Briefwechsel zwischen Nelly Sachs und Hilde Domin

Diese unsere zerschnittene Welt mit großer dichterischer Gestaltungskraft vorgetragen zu haben, war ein Lob, das Nelly Sachs dem „lieben Mang“ im Februar 1958 zukommen ließ. „Mang“ ist Hans Magnus Enzensberger, der ihr gerade seinen Gedichtband „Verteidigung der Wölfe“ geschickt hatte. Als Redakteur beim Süddeutschen Rundfunk und als Lektor beim Suhrkamp-Verlag hat Enzensberger mit dazu beigetragen, daß die Lyrik der 1891 in Berlin geborenen jüdischen Schriftstellerin Nelly Sachs in der Bundesrepublik ab 1960 ein breiteres Publikum finden konnte. Die spätere Nobelpreisträgerin war 1940 vor den Nationalsozialisten nach Schweden geflohen und wohnte mit nur kürzesten Unterbrechungen (wie aus Anlaß der Friedenspreisverleihung 1965 in Frankfurt) bis zu ihrem Tod 1970 in Stockholm. Das Schicksal, als Jüdin nur knapp dem Terror des „Dritten Reichs“ entkommen zu sein, einen engen Freund aber an die „Henker“ verloren zu haben, lastete schwer auf ihr und prägte fortan ihr Leben bis hin zu langjährigen Aufenthalten in psychiatrischen Heilanstalten. Schweden war ihr das Land, in dem die Dichter „in einer Ekstase der Stille“ wohnen und die Menschen „human“ sind. Nach Deutschland hatte sie nur wenig Kontakt, und so empfand sie es mitunter auch als ein „hartes Klima, in der Fremde zu sein“. Außer mit Enzensberger korrespondierte sie mit Alfred Andersch, der „das Beste des deutschen Menschen“ verkörpere, mit dem jungen Peter Hamm, den sie kurzerhand zum „Bruder des Novalis, Hölderlin, Trakl“ erklärte; einen ausführlichen und berühmten Briefwechsel führte sie mit dem in Paris lebenden Paul Celan, und vom Ende der 50er Jahre an stand sie auch mit Hilde Domin in Verbindung.

Dieser Briefwechsel zwischen zwei deutschen Dichterinnen jüdischen Glaubens, die sich nie persönlich begegnet sind, sich aber stets als

„Schwestern“ bezeichnet haben, liegt nun erstmals in größeren Auszügen ediert vor. Birgit Lermen und Michael Braun, die gemeinsam bereits einen erfolgreichen „Lebensspuren“-Band über Hilde Domin veröffentlichten, haben für die gleiche Reihe nun über Nelly Sachs gearbeitet und neben dem genannten Auszug aus dem Briefwechsel präzise Auskünfte über den Stand der Sachs-Forschung, intelligent komprimierte Informationen zu Leben und Werk sowie ausführliche und aufschlußreiche Interpretationen ausgewählter Gedichte auf insgesamt rund dreihundert Seiten vorgelegt¹.

Das Buch macht die Besonderheiten der Dichterin auf eindrucksvolle Weise anschaulich. So bedenkt es den starken Kontrast zwischen dem persönlichem Leid und der bedächtigen Milde gegenüber dem deutschen Volk: Trotz fortgesetzter Angstzustände waren ihr Worte des Hasses ebenso fremd wie die Kollektivschuldthese; in einem Brief an Hilde Domin schrieb Nelly Sachs 1960 gar, es müsse der Schritt gewagt werden, „wo Henker und Opfer ausgewischt werden als Begriffe“. Auch die Tatsache, daß sie ihre innersten Gefühle in der „Sprache der Mörder“ zum Ausdruck brachte, ist – denkt man an die entsprechenden Widerstände bei Paul Celan – keine Selbstverständlichkeit. Ihr Anliegen war es, den Geretteten wie den Toten eine Stimme zu geben – und eine Stimme mit Gewicht: Schon im Mai 1946 wollte sie sich als „Stimme des jüdischen Volkes“ verstanden wissen; ihr eigenes Ich sei nebensächlich. Daher rührt das unübersehbare, an den Expressionismus erinnernde Pathos der Gedichte. Ein emphatisches „O!“ zu Beginn eines Verses ist keine Seltenheit, Gedankenstriche signalisieren Pausen der Erregung und des Vortastens im Ungewissen.

Als „zentralen Ausdruck für ihren Glauben“ hat Sachs ihr Gedicht „Auf der äußersten Spitze“

bezeichnet. Es bedarf einer immensen Kenntnis nicht nur ihres Werkes, sondern auch ihrer Beschäftigung mit der jüdischen Mystik, der christlichen Metaphorik und den Zeichensystemen der Kabbala, um die hermetischen Verse, wie sie für das gesamte Werk typisch sind, als ein poetisches Credo lesen zu können: „Der Ölberg betet mit dem einzigen Schrei / der dem Stein ein Herz zerriß / ... / das mit Welten Stigmatisierte / entzündet seine Umgangssprache“. Schritt für Schritt arbeitet Michael Braun heraus, daß hier das Unmögliche möglich gemacht werden soll, daß das Gedicht als Umgangssprache eine neue Kommunikation zwischen den Menschen stiften und zugleich als abgründiger Schrei aus dem Nichts Worte schöpfen und außerhalb der Sprache Liegendes zum Ausdruck bringen soll. „Deine Stimme ist stumm geworden / denn sie hat zuviel *Warum* gefragt“, heißt es in dem Gedicht „Hiob“ an die Adresse der biblischen Leidensfigur: „Hiob, du hast alle Nachtwachen durchweint / aber einmal wird das Sternbild deines Blutes / alle aufgehenden Sonnen erbleichen lassen.“ Unter anderem mit Verweisen auf Gershom Scholem und Martin Buber analysiert Birgit Lermen die dahinterstehende Überzeugung der Dichterin, derzufolge durchlittenes Leid Kräfte freisetze, um Neues zu gebären. Die ersehnte Erlösung wird in astralen Motiven greifbar gemacht und in eine kosmische Bedeutung emporgehoben – das Licht, ein immer wiederkehrendes Motiv, deutet ins Kommende. Die Analyse bringt zutage, wie sehr sich Nelly Sachs – auch hier im Gegensatz zu Paul Celan – der „Welt von Hiob“ angehörig fühlte und auf welcher eigenständigen Art und Weise Nelly Sachs ihr Leben sowohl durch Orientierung an mystischen Konzepten als auch durch Identifikation mit biblischen Figuren bewältigte.

Geradezu alltäglich muten da die Briefe an, die sie an Hilde Domin schreibt. Sehr persönlich ist der Gedanken- und Erfahrungsaustausch gehalten, der eine Bandbreite von Überlegungen über das deutsch-jüdische Verhältnis bis zu Auskünften über die eigene Gesundheit abdeckt. Fast eifersüchtig schreibt Hilde Domin einmal aus Spanien: „Daß du mit Celan so befreundet bist! Er soll sehr nett sein, heißt es.“ Und am 14. Februar 1960 fragt Nelly Sachs in einem Brief an das Ehepaar Domin, das inzwischen nach Heidelberg zurückgekehrt war: „Wollt Ihr mich nun *Li* nennen? Dies ist der Heimatname, mit dem ich von den Nächsten gerufen wurde und werde!“ Schaut man in andere veröffentlichte Briefwechsel von ihr, stellt man fest, daß diese Ehre der Heidelberger Lyrikerin zwei Monate vor Andersch, drei Monate vor Celan und acht Monate vor Enzensberger zuteil wurde. 1960 war das Jahr, in dem Nelly Sachs ihre Freunde enger an sich zu binden suchte; es war das Jahr, in dem sie aufgrund ihrer panischen Wahnvorstellungen für vier Jahre in die Klinik kam und durch ein Mißverständnis bis 1965 den Kontakt zu Hilde Domin verlor. Ein Jahr später, 1966, wurde Nelly Sachs in Stockholm der Literaturnobelpreis verliehen. Überreicht wurde ihr diese höchste Auszeichnung von Gustav VI., so daß eine schwedische Zeitung darüber berichten konnte: „Ein König applaudiert einer Königin.“ Birgit Lermen und Michael Braun haben in germanistischer Feinarbeit vor Augen geführt, daß Nelly Sachs eine wahrhaft majestätische Lyrik hinterlassen hat.

Roman Luckscheiter

¹ Lermen, Birgit – Braun, Michael: Nelly Sachs – „an letzter Atemspitze des Lebens“. Bonn: Bouvier 1998 (Lebensspuren – deutsche Dichter des 20. Jahrhunderts Bd. 2). 308 S. Kart. 29,80.